

Die Bedeutung der Geschlechterverhältnisse für eine neue soziokulturelle Konstruktion des Ethos fürsorglicher Praxis – am Beispiel Pflege: Projektskizze – Dezember 2005

Senghaas-Knobloch, Eva; Kumbruck, Christel

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sonstiges / other

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

SSG Sozialwissenschaften, USB Köln

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Senghaas-Knobloch, E., & Kumbruck, C. (2005). *Die Bedeutung der Geschlechterverhältnisse für eine neue soziokulturelle Konstruktion des Ethos fürsorglicher Praxis – am Beispiel Pflege: Projektskizze – Dezember 2005*. Bremen: Universität Bremen, Forschungszentrum Nachhaltigkeit (artec). <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-220132>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

**Eva Senghaas-Knobloch
Christel Kumbruck**

**Die Bedeutung der Geschlechterverhältnisse
für eine neue soziokulturelle
Konstruktion des Ethos fürsorglicher
Praxis – am Beispiel Pflege**

Projektskizze – Dezember 2005



artec - Forschungszentrum Nachhaltigkeit
Enrique-Schmidt-Str. 7
Postfach 330 440
28334 Bremen
<http://www.artec.uni-bremen.de>

Inhalt

1	<i>Zusammenfassung</i>	2
2	<i>Kooperationsrahmen des Forschungsprojektes</i>	4
3	<i>Stand der Forschung</i>	7
3.1	Care-Debatte.....	8
3.2	Rolle von Geschlecht und Geschlechterverhältnissen in Pflegeberufen und in der häuslichen Pflege.....	11
3.3	Fürsorgende Praxis in der evangelischen Kirche	15
4	<i>Forschungsdesign</i>	18
4.1	Forschungsleitende Fragestellungen	18
4.2	Konkretes Vorgehen.....	20
4.3	Methoden-Bausteine.....	21
5	<i>Literatur</i>	26
6	<i>Vorarbeiten und Antragstellerinnen</i>	29

1 Zusammenfassung

Das Projekt geht der Bedeutung veränderter Geschlechterverhältnisse für die Situation in der fürsorglichen Praxis am Beispiel der Pflege nach und fragt, wo und wie sich die Genderstrukturen verändert (oder nicht) verändert haben, welche Hemmnisse und Chancen für eine gleichberechtigte Neukonstruktion fürsorglicher Praxis von Männern und Frauen bestehen. Ausgangspunkt ist die besondere Rolle, die Frauen in Pflegetätigkeiten zukommt, sei es in der häuslichen Pflege im Rahmen der Familie, sei es in der Pflege in Krankenhäusern und in Heimen für Alte oder Behinderte.

Pflegetätigkeit wurde traditionell nicht als Beruf wie jeder andere auch, sondern als Berufung und Lebensform gesehen, hinter der, wenn sich eine Frau dafür entschieden hatte, andere Lebensformen zurückzustehen hatten. Dies galt besonders für Frauen, die sich in christlichen Orden und Gemeinschaften diesem „Liebesdienst“ verschrieben hatten, aber in bestimmter Weise auch für Frauen, die als Mitglied einer freien Schwesternschaft in der Krankenpflege tätig waren (s. Kreutzer 2005). So galten für viele Schwestern noch bis in die 1960er Jahre die 60-Stundenwoche, Kost- und Logiszwang in der Pflegeeinrichtung bzw. einem angeschlossenen Schwesternheim und das Zölibat im Sinn einer Unvereinbarkeit der Tätigkeit einer Schwester mit einer Ehe. Auch Gewerkschaften taten sich noch lange schwer mit der Vorstellung, dass für Schwestern „normale Arbeitsbedingungen“ gelten könnten.

Umgekehrt verbanden Frauen, die in den Pflegeberuf - ob innerhalb geistlicher Gemeinschaften, ob im Sinne weltlicher „Berufung“ - gingen, dies oft mit der Suche nach einem selbst bestimmten weiblichen Lebenszusammenhang und einer selbst gestalteten Lebenswelt, in der Dienst als Ausdruck von Emanzipation erschien (s. Scharffenorth u.a. 1984). Denn der Pflegeberuf eröffnete Frauen auch die Chance einer Berufsausbildung und -ausübung, verbunden mit der Möglichkeit, für den eigenen Lebensunterhalt zu sorgen. Das Eintreten in eine Ordensgemeinschaft bot spirituelles Gemeinschaftsleben und materielle Versorgung auch für die Zeit nach der beruflichen Aktivitätsphase.

In der Frauenforschung ist die zentrale Crux des Verhältnisses von fürsorglicher Praxis und Geschlechterverhältnis thematisiert worden: Fürsorgliche Praxis ist traditionell in eine geschlechtsspezifische gesellschaftliche Arbeitsteilung eingebettet, derzufolge generell Frauen

für die Tätigkeiten der fürsorglichen Praxis zuständig sind, wobei diesen Tätigkeiten jedoch nur eine geringe Wertigkeit zugemessen wird (s. z.B. Ostner/Beck-Gernsheim 1979, Beck-Gernsheim 1976, Eckart 2000). In der Care-Politik-Debatte (z. B. Sevenhuisen 1997, Brückner 2000, Tronto 2000, Gerhard u.a. 2003) sind die blinden Flecken der Zuschreibungstradition verdeutlicht worden: unbezahlte oder schlecht bezahlte Frauenarbeit aufgrund der geschlechtsspezifisch konnotierten Verknüpfung von Arbeit und Liebe und des Verständnisses, dass Pflege- und fürsorgliche Tätigkeit als Liebestätigkeit quasi natürliche weibliche Geschlechtseigenschaften seien. Die Organisationsformen und die mangelnde gesellschaftliche Anerkennung von unbezahlter familialer sowie schlecht bezahlter professioneller fürsorglicher Tätigkeit wurden problematisiert. So konnte fürsorgliche Praxis als allgemeine gesellschaftliche Aufgabe in den Blick rücken und die Notwendigkeit einer neuen Sicht auf fürsorgliche Praxis, in der die gegenwärtige Veränderung der Geschlechterverhältnisse zur Kenntnis genommen wird.

Mit der zunehmenden Professionalisierung der Pflegeberufe wurden langsam auch die Pflegetätigkeiten (außerhalb der Orden, Gemeinschaft der Diakonissen und Diakonieschwestern) in die generell bestehenden arbeitsrechtlichen Regelungen mit Blick auf Arbeitszeiten, Teilzeitarbeit und Entlohnung integriert. Damit stellt sich die Frage, inwiefern pflegende Tätigkeiten als Teil fürsorglicher Praxis den Arbeitstätigkeiten in der Industrie oder einem Büro vergleichbar sind und inwiefern sie eigene Charakteristika aufweisen, die im traditionellen fürsorglichen Ethos aufgehoben waren, aber mit der Neuorientierung im Geschlechterverhältnis neu konstruiert werden müssen. Wie kann jenes Mehr an Einsatz neu begriffen und praktiziert werden, das sich vor allem in der Fähigkeit zur Beziehungsgestaltung ausdrückt, einer Fähigkeit, die als weibliche Eigenschaft naturalisiert worden war? Begreift man fürsorgliches Denken und Handeln als eine Grundhaltung, die von der unmittelbaren Sorge um leib-seelisches Wohlbefinden, um Wachstum und Erhaltung einzelner Menschen geleitet ist, so geht es gegenwärtig darum, wie dieses Sorgen geschlechterübergreifend entfaltet werden kann, exemplifiziert an Pflegetätigkeiten.

Zum einen strebt dieses Projekts die explorative Analyse der Veränderungen des Fremd- und Selbstverständnisses von Frauen und Männern in Pflegeberufen und deren Verknüpfung mit gesellschaftlichen Geschlechterzuschreibungen an. Zum anderen geht es um die Explizierung neuer tragfähiger Praxis-Ansätze, die der faktischen Aufkündigung des bisher in der Gesellschaft geltenden „impliziten Geschlechtervertrags“ gerecht werden.

2 Kooperationsrahmen des Forschungsprojektes

2.1 Kooperationsvorhaben zwischen dem Forschungszentrum Nachhaltigkeit der Universität Bremen und dem Sozialwissenschaftlichen Institut der EKD: „Neue soziokulturelle Konstruktion des Ethos fürsorglicher Praxis – am Beispiel Pflege“

Das Projekt ist Teil eines umfassenderen Kooperationsvorhabens zwischen dem Forschungszentrum Nachhaltigkeit der Universität Bremen und dem Sozialwissenschaftlichen Institut der EKD, das sich in vielschichtiger Weise auf Aspekte fürsorglicher Praxis und seines Ethos bezieht. Angesichts deutlich erkennbarer Veränderungen in Ökonomie, Kultur und Gesellschaft verlieren jahrhundertlang anerkannte Paradigmen fürsorglicher Praxis an Geltungskraft. Diese Paradigmen waren im Zusammenhang traditioneller Gemeinschaftsformen entstanden, in denen der moderne Gedanke der Menschenrechte keine Bedeutung hatte. Das Kooperationsvorhaben erforscht das Spektrum vorfindlicher Spuren und Ansätze, in denen es darum geht, angesichts neuer ideeller und materieller sozialer Voraussetzungen ein Ethos fürsorglicher Praxis neu zu konstruieren, und entwickelt daraus dialogisch konkrete Ideen und Konzepte.

Entgegen dem Autonomie-Ideal des Menschen in der Moderne sind Situationen persönlicher Abhängigkeit für Menschen im Verlauf ihres Lebens unabweislich. Alle Menschen – insbesondere in stark arbeitsteiligen Gesellschaften – sind strukturell voneinander abhängig, nur zu unterschiedlichen Zeiten und in unterschiedlicher Weise. Besonders deutlich wird diese Situation gegenwärtig im Fall der Pflegebedürftigkeit bei Krankheit und im Alter. Hier – aber auch in den Situationen am Anfang des Lebens – sind die Fürsorgenden latent oder manifest mit dem existenziellen Angewiesensein der Bedürftigen konfrontiert, mit der „Berührung“ im doppelten Sinn des Wortes sowie der Emotionalität. Im Rahmen des traditionellen Pflegeethos wurde diese fürsorgliche Praxis einseitig den Frauen zugewiesen. Sie wurde und wird noch zu einem großen Teil außerhalb der Sphäre der dominanten Ökonomie erbracht – sowohl in der Familie als auch in spezifischen Gemeinschaftsformen und Dienstverhältnissen (Schwesternschaften), was die Einbindung in traditionelle Gemeinschaftsverhältnisse voraussetzt. Diese befinden sich allerdings seit mindestens den letzten 30 bis 40 Jahren in einem grundlegenden Veränderungsprozess: Autonomieansprüche sind nicht mehr auf männliche Individuen beschränkt, sondern gehören ebenso zum Entwurf weiblicher Lebenszusammen-

hänge; Wünsche nach eigener Beteiligung an fürsorglicher Praxis werden nicht nur von Frauen vorgebracht, sondern zunehmend auch von Männern.

Im christlichen Glauben und dem mit ihm verbundenen Ethos kommt der fürsorglichen Praxis große Bedeutung zu. Das Aufeinanderangewiesensein der Menschen wird hier deutlich symbolisch codiert und in den Forderungen nach Nächstenliebe und der Zuwendung zu den Armen und Schwachen besonders betont. Christlicher Glaube enthält somit ein starkes Ethos fürsorglicher Praxis. Den Herausforderungen der Moderne ist in dieser Linie durch die Gründungen der Inneren Mission beziehungsweise der Diakonie und der Stiftung von diakonischen Schwestern- und Bruderschaften begegnet worden. Es bildete sich ein „diakonisches Ethos“, das in besonderer Weise die Fürsorge für andere zum Selbstzweck der Tätigkeit der Pflegenden macht. Am Anfang der Inneren Mission steht ein Programm zur Betreuung sozial Bedürftiger mit doppelter Ausrichtung. Umfassende leibliche und soziale Betreuung, ergänzt um geistig-kulturelle Angebote, gingen zusammen mit der direkten Verkündigung des Wortes Gottes. Keine andere freie Wohlfahrtsorganisation, auch nicht der deutsche Caritasverband, kennt diese zweifache Verpflichtung der Verbandsarbeit, die zweifellos bis heute die Prämisse aller evangelischen Diakonie bildet.

Sowohl das traditionelle Fürsorgeethos als auch das diakonische Ethos sind gegenwärtig durch die ideellen, ökonomischen und gesellschaftlichen Veränderungen in Frage gestellt. Das wird am Beispiel der Pflege deutlich: Erstens zeigt sich ein erheblich ausgeweiteter Bedarf an professioneller und bezahlter Pflege; zweitens suchen Frauen nach neuen Wegen, persönliche Autonomieansprüche (einschließlich der damit verbundenen ökonomischen Frage) und Sinnansprüche in konkreter fürsorglicher Praxis in Einklang zu bringen. Drittens verhindert ein beträchtlicher Ökonomisierungsdruck allgemein auf die Einrichtungen der Diakonie und Pflege, dass sinnvolle Qualitätsstandards in der Pflege, die dem professionellen Selbstanspruch der Pflegenden und den Bedürfnissen der Gepflegten gerecht werden würden, faktisch umgesetzt werden können. Die Belastungen der Pflegenden an den verschiedenen Orten (professionell und in der Familie) steigen an, führen nicht selten bei den beruflich Pflegenden zu Frustrationserlebnissen, die mit einem relativ frühen Berufsausstieg enden können und bei pflegenden Angehörigen zu selbstschädigenden Zerreißproben. Ebenso muss die Situation der Menschen, die von fürsorglicher Praxis abhängig sind, nicht selten als unbefriedigend bezeichnet werden. In dieser Hinsicht ist die fürsorgliche Praxis der Pflege in einer Krise, deren innovative Bewältigung ein Gebot der Gegenwart ist.

In dieser Situation strebt das vorliegende Kooperationsvorhaben an, die verschiedenen Dimensionen und Ebenen der Problematik auszuleuchten und aus dem Spektrum der in Spuren vorhandenen neuen Praxisformen Ideen und Modelle für eine neue Konstruktion des Ethos fürsorglicher Praxis zu entwickeln. Damit steht das Vorhaben in der Tradition und folgt der Intention des Urvaters der Diakonie, Wichern. Das eigene Selbstverständnis wissenschaftlich zu reflektieren und die diakonischen Zielvorstellungen mitsamt ihrer konkreten Umsetzung daran auszurichten, gehörte für Wichern zu den Prämissen seines Tuns. Daran schließt sich auch diese Arbeit an: Wissenschaftliche Analyse der Konstruktion und Impulsgebung für Erneuerung durch Ko-Konstruktion des Ethos fürsorglicher Praxis.

Wie das diakonische Ethos fürsorglicher Praxis mit den neuen ökonomischen und sozialpolitischen Erfordernissen sowie den fundamentalen Veränderungen in den Geschlechterbeziehungen neu austariert werden kann, soll Gegenstand des Kooperationsvorhabens sein. Verändertes Geschlechterverhalten, veränderte Familienkonstellationen und Arbeitsbedingungen unter starkem ökonomischen Druck stellen neue Rahmenbedingungen dar, die mit einer Entkontextualisierung tradierter Formen fürsorglicher Praxis einhergehen. D.h. fürsorgliche Praxis ist immer weniger habitualisiertes Tun. Die Frage stellt sich, wie eine Rekontextualisierung aussehen könnte:

- Wie bildet sich angesichts der neuen Geschlechterbeziehungen und Arbeitspolitik ein neues Selbstverständnis und eine neue Praxis von Fürsorglichkeit heraus?
- Wie können fürsorgliche Praxis und Beziehungen im Rahmen kirchlicher Dienste so ausgestaltet werden, dass sie zum Leuchtturm für andere Einrichtungen in der Gesellschaft werden können?

Sinn und Praxis von Fürsorglichkeit, der darin eingebundenen Wertvorstellungen und seines Ethos gilt es auf die heutigen Bedingungen zu beziehen, gilt es unter neuen Rahmenbedingungen auszuloten.

Das Kooperationsvorhaben umfasst sieben Module (Einzelprojekte), die aufeinander und auf das anzustrebende Endergebnis bezogen sind. Die Module werden parallel bearbeitet, bleiben aber über die Projektkoordination untereinander im beständigen Austausch. Für die Module werden eigene Abschlussberichte vorgelegt.

Bei den Modulen, die sich jeweils einem wesentlichen Aspekt für die Neukonstruktion fürsorglicher Praxis widmen, handelt es sich um:

- Modul 1. Analyse des traditionellen Ethos fürsorglicher Praxis mit Blick auf seine Komponenten und ihre innere Verbindung
- Modul 2. Neue ökonomische Rahmenbedingungen und Qualitätsentwicklung in der Pflege
- Modul 3. Zeit für die Pflege
- Modul 4. Gute Arbeit in der Pflege
- Modul 5: Die Bedeutung der Geschlechterverhältnisse
- Modul 6: Neue Formen von Gemeinschaftsverständnis
- Modul 7: Spiritualität.

Bei der hier vorgelegten Projektskizze geht es um das Projekt zu Modul 5: Die Bedeutung der Geschlechterverhältnisse.

2.2 Zusammenhang mit dem „Aufbau eines Gendernetzwerkes“

Die Hanns-Lilje-Stiftung unterstützt den Aufbau (in virtueller und anderer Form) eines Gender-Netzwerks von Personen, die fachlich und/oder institutionell an der „Bedeutung der Dimension Geschlecht im Hinblick auf eine neue soziokulturelle Konstruktion des Ethos fürsorglicher Praxis“ interessiert sind. Dieses Netzwerk hat die Funktion, den Dialog zum Thema zu befördern und sich dadurch zu einem Kompetenzzentrum „Die Rolle der Geschlechterverhältnisse für die Zukunft fürsorglicher Praxis“ zu entwickeln. Netzwerkmitglieder werden auch Mitglied im Projektbeirat sein.

3 *Stand der Forschung*

Das explorative Projekt zum Thema „Die Bedeutung der Geschlechterverhältnisse für eine neue soziokulturelle Konstruktion des Ethos fürsorglicher Praxis - am Beispiel der Pflege“ kann an drei große Forschungsstränge anknüpfen:

1. zur interdisziplinären Debatte um Care,
2. zur Rolle von Geschlecht und Geschlechterverhältnissen in Pflegeberufen und in der häuslichen Pflege,
3. zur Rolle von Geschlecht und Geschlechterverhältnissen im Rahmen diakonischer Pfllegetätigkeiten und im Zusammenhang mit dem Ethos der Diakonissen.

3.1 Care-Debatte

Der Begriff der Fürsorge ist im deutschen Kontext mit einer Konnotation der Entmündigung von Fürsorgeempfängern und Machtausübung auf Seiten der Fürsorgegebenden verbunden. Diese mit bestimmten institutionellen Formen in Deutschland verbundene Konnotation nimmt nicht die Vielfalt alltäglicher fürsorglicher Praxis in den Blick, wie dies vor allem in der in England und Skandinavien geführten Debatte um Care der Fall ist. Der Begriff der fürsorglichen Praxis, der diesem Projekt zugrunde liegt, ist nicht auf spezifische Formen der Institutionalisierung bzw. Staatsfürsorge bezogen. Vielmehr geht es darum, angesichts veränderter Geschlechterbeziehungen in der postindustriellen Gesellschaft (Senghaas-Knobloch 2000) verallgemeinerungswürdige und verallgemeinerungsbedürftige *Haltungen und Handlungen* fürsorglicher Praxis an verschiedenen Praxisorten näher zu untersuchen. Im Mittelpunkt soll dabei die Frage stehen, wie die von Geschlechterbeziehungen geprägten verschiedenen Formen fürsorglicher Praxis der Pflegetätigkeit - in beruflicher und in nicht berufsförmiger Art – aufeinander bezogen sind. Dabei geht es insbesondere darum, wie bei den *beruflich* pflegenden Frauen und Männern das Spannungsverhältnis zwischen einer Haltung der Verantwortlichkeit und Verpflichtung gegenüber den beruflich anempfohlenen Empfängern von Fürsorgetätigkeiten und der Haltung der Zuneigung und Verantwortlichkeit gegenüber Menschen in *außerberuflichen* Fürsorgebeziehungen bewältigt wird, und welche neuen Handlungsmöglichkeiten im Geschlechterverhältnis sich zur Lösung dieses Spannungsverhältnisses entwickeln.

Fünf Forschungstraditionen sind uns für diese Fragestellung besonders relevant: die Debatte um Hausarbeit, die Debatte um eine weibliche Care-Ethik, Care als umfassendes Konzept, das Konzept um Fürsorge/Care-Rationalität und die Ethik der Achtsamkeit.

Ein wichtiger Ausgangspunkt für das Verständnis fürsorglicher Praxis ist die in den 1970er Jahren intensiv geführte Debatte um Probleme der *Haus(frauen)arbeit*. Untersuchungen über „die Wirklichkeit der Hausfrau“ (Pross 1975), zur „Soziologie der Hausarbeit“ (Oakley 1978), zu „Problemen der Hausfrauenarbeit“ (Kontos/Walser 1979) – um nur einige zu nennen, thematisierten Tätigkeiten, deren Notwendigkeit unbestritten, jedoch bis dahin in der modernen Soziologie als nicht untersuchungswürdig betrachtet wurden. Die Untersuchungsbefunde beschrieben die Unsichtbarkeit und fehlende Wertschätzung sowie spezifische Belastungsformen von Tätigkeiten, die in der bis dahin geltenden Geschlechterhierarchie Ehefrauen und Müttern zugesprochen wurden. In kritischer Absicht wurde „Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit“ (Bock/Duden 1977) im Kontext der sich herausbildenden bürgerlichen Gesellschaft nachgezeichnet (siehe auch Hausen 2000). Die Untersuchungen und Debatten um Hausarbeit

in den 1970er Jahren öffneten den Blick für gesellschaftlich notwendige Tätigkeiten, die im Rahmen einer zunehmend in Frage gestellten Geschlechterordnung als quasi natürlich den Frauen zugesprochen wurden, in den öffentlichen Wohlfahrtsstatistiken jedoch nicht registriert wurden. Ostner prägte 1978 den Begriff des „weiblichen Arbeitsvermögens“, mit dem die Fähigkeit von Frauen beschrieben wurde, geduldig und einfühlsam dem Naturbezug menschlicher Existenz, der Leiblichkeit, im alltagspraktischen Handeln zu entsprechen. Ostner/Beck-Gernsheim 1979 haben sich vom Begriff, nicht aber dem damit bezeichneten Sachverhalt einer besonderen Fähigkeit, distanziert. Die Debatte konzentrierte sich vor allem auf den Aspekt der Funktionalität unbezahlter Frauenarbeit für die entlohnte Arbeit von Männern.

Nahezu zur gleichen Zeit wie die Debatte um Hausarbeit begann eine zugleich empirische und normativ orientierte Debatte über Moralentwicklung und Moralverständnis aus einer Geschlechterperspektive, die in einer der Pflichtenethik entgegengesetzten, weiblichen *Care-Ethik* (siehe Nunner-Winkler 1995) mündete. Gilligan hatte sich 1977 mit interpretierenden Befunden des Entwicklungspsychologen Kohlberg auseinandergesetzt. Kohlberg hatte sein Modell einer Stufentheorie der Moralentwicklung zunächst bei Männern entwickelt und später auch auf Frauen und Mädchen angewandt, wobei er fand, dass diese – gemessen an seinem Konzept – einer niedrigeren Stufe der Moralentwicklung als der überwiegende Teil der Männer zuzuordnen sei. Gilligan versuchte demgegenüber eigene empirische Daten auf Grundlage einer – vom Kohlberg-Konzept abweichenden - Care-Moral zu interpretieren. Gilligans These einer eigenen weiblichen gegenüber einer männlichen Moral hat zu einer intensiven Kontroverse beigetragen (siehe Nunner-Winkler 1995), die hier nicht weiter verfolgt werden soll. Weiterführend im Zusammenhang mit einer Untersuchung zu fürsorglicher Praxis ist jedoch die Perspektive, die von Gilligan in ihrer Betrachtung moralischer Orientierung in den Vordergrund gestellt worden ist: die *Beziehungsorientierung*. Ihr zufolge impliziert das Wissen, dass Menschen aufeinander existenziell angewiesen sind, eine Weltsicht der Verbundenheit. Conradi hebt mit Blick auf Gilligans Ansatz hervor, dass dieser keineswegs nur moralisches *Urteilen* sondern konkretes moralisches *Handeln* berücksichtigt, also vor allem Aktivitäten in den Vordergrund rückt, die aus dem Wissen um Angewiesensein und Verbundenheit resultieren (Conradi 2001, S. 30 f.). Für das Projektthema fürsorgliche Praxis in der Pflege mit Blick auf Veränderungen im Geschlechterverhältnis sind aus der Debatte um Care-Ethik besonders relevant: die Haltung der Anteilnahme und die Beziehungsorientierung sowie die Bedeutung konkreter Kontextbezüge für alltägliche Entscheidungen und Handlungen.

In den 1980er und 90er Jahren entwickelte sich besonders in England und in Skandinavien eine Diskussion über *Care und Sozialpolitik* (vgl. für viele Ungerson 1990, Gerhard u.a. 2003; Pfau-Effinger/ Geissler 2005). Hier wurde die Verbindung zwischen der Art und Weise, wie Geschlechterordnungen und Geschlechterarrangements je spezifisch beschaffen sind, mit institutionellen Gegebenheiten bzw. Veränderungen hergestellt. Zugleich kam neben der Sorge für Kinder nun die Sorge für Kranke und Ältere in den Blick, und zwar in den beiden Formen, als professionalisierte Tätigkeiten und als nicht-formalisierte Tätigkeiten, beide aber vor allem von Frauen ausgeübt. Brückner (2000, S. 51) hat aus diesen Debatten um Care-Politiken, die von der neuen Frauen-Projekte-Bewegung getragen wurden, vier Erträge herausgearbeitet: den Beitrag zur Neudefinition von Arbeit, die Infragestellung geschlechtsspezifischer Verknüpfungen von Arbeit und Liebe, die Problematisierung der Organisationsformen und die mangelnde gesellschaftliche Anerkennung von Care und die politische Forderung nach neuen Inhalten im sozialen Sektor sowohl im staatlichen als auch im Non-Profit-Bereich.

Waerness (2000) hat in diesem Zusammenhang ein Begriffsverständnis von Care entwickelt, dem eine *eigene Rationalität* entspricht, die sowohl auf Fachkenntnisse und Fertigkeiten angewiesen ist als auch auf Lebenserfahrung und die Fähigkeit, „sich in die Situation des Einzelnen hineinzusetzen“ (Waernes 2000, S. 60). Sie knüpft dabei an amerikanische Forschungen an, die spezifische Formen von „sentimental work“ als begleitend und notwendig zur Erfüllung für die (medizinisch verstandene) Hauptaufgabe analysiert haben (Strauss et al 1980). Im Zusammenhang mit der Professionalisierungspolitik befürchtet Waerness, „dass diese Strategie der technisch-ökonomischen Logik folgt und daher die Stellung der Fürsorge-rationalität bedroht“ (Waerness 2000, S. 62). (Ein eigener Diskurs hat sich in diesem Zusammenhang zur Bezeichnung als Kunde für Patienten im Rahmen neuer Organisations- und Managementkonzepte entwickelt, der an dieser Stelle jedoch nicht weiter verfolgt werden soll, sondern im Projekt über neue ökonomische Rahmenbedingungen und Qualitätsentwicklung in der Pflege aufgenommen wird.) Entsprechende Beobachtungen werden auch von Eckart angestellt. Für Eckart ist in Anlehnung an Rudick und Tronto entscheidend, die Eigenheiten fürsorglicher Praxis zu beachten. Sie betont entsprechend, dass Reziprozität in der Fürsorge „nicht wie im Vertragsmodell die Folge einer eingegangenen Verpflichtung, kein Versprechen auf Gegenseitigkeit“ ist, sondern „durch die Akzeptanz der Beziehung“ entsteht (Eckart 2000, S. 19).

In ihrer philosophischen Abhandlung zu einer *Ethik der Achtsamkeit* hat Conradi (2001) aus den verschiedenen Quellen wichtige Aspekte von Care zusammengetragen, die unter folgenden Bezeichnungen benannt werden können: Interaktivität, Beziehungsintensivierung, gesellschaftlicher Praxisaspekt, Asymmetrie der Interaktionen, unterschiedliche Autonomie der beteiligten Menschen, Nichtreziprozität der Care-Verhältnisse, Bedeutung von körperlichen Berührungen sowie die Verwobenheit von Fühlen, Denken und Handeln in Care-Interaktionen (Conradi 2001, S. 45-60). Conradis Bestreben ist es, aus einem reichen Verständnis von Care zu einem nicht-pflichtenethischen Verständnis von Achtung als Achtsamkeit zu kommen. Sie argumentiert, dass es auf eine Ethik ankommt „in der Achtung nicht auf Autonomie, Gegenseitigkeit und Gleichheit gründet und in die Zuwendung einbezogen wird“, „weil Menschen auf verschiedene Weise autonom sind und es in den *Care*-Interaktionen Unterschiede in der Machtstellung und im Geben und Nehmen gibt“ (Conradi 2001, S. 238).

Während für Conradi *Care* in erster Linie mit unentgeltlichen Tätigkeiten zu tun hat, erscheint es uns ratsam, „die pluralen Formen fürsorglicher Praxis“ (Senghaas-Knobloch 2005, S. 61) zu beachten, weil auf diese Weise untersucht werden kann, was dazu beiträgt, dass gebende und empfangende Frauen und Männer in beruflichen und nichtberuflichen Fürsorgebeziehungen so selbstbestimmt und so gut wie möglich leben können (Tronto 2000). Mit Blick auf den Ertrag der Care-Debatte sollen im geplanten Projekt folgende Aspekte berücksichtigt werden:

- *Anerkennung* im gesellschaftlichen Leistungsaustausch (entlohnte berufliche Tätigkeit) und andere Formen der Anerkennung) bei Frauen und Männern
- *Umgang mit asymmetrischen* Beziehungen und Interaktionen in der Pflegetätigkeit bei Frauen und Männern
- „*Gefühlsarbeit*“ in der Pflege bei Frauen und Männern
- *Machtausübung* sowie *Befähigen und Ermächtigen* in der konkreten Pflegetätigkeit bei Frauen und Männern.

3.2 Rolle von Geschlecht und Geschlechterverhältnissen in Pflegeberufen und in der häuslichen Pflege

Pflegetätigkeiten als Teil fürsorglicher Praxis werden berufsformig und nicht berufsformig erbracht. Aus der breiten Professionalisierungsdebatte sind im vorliegenden Zusammenhang zum einen die historischen Erkenntnisse relevant, die sich mit auf die Herausbildung eines eigenen Segments von Frauentätigkeiten außerhalb des Hauses angesichts epochaler Veränderungen der Ständegesellschaft zur bürgerlichen Gesellschaft befassen. Zum anderen sind für

das vorgelegte Projekt die arbeits- und sozialwissenschaftlichen Befunde relevant, die sich auf pflegetypische Qualitäten der Aufgabenerfüllung beziehen. Fürsorgliche Praxis und Pflege fanden traditionell häuslich, d.h. im Kreise der Familie statt. Eine erste Auseinanderdividierung von häuslicher und professioneller außerhäuslicher fürsorglicher Tätigkeit begann mit dem Ausgang des Mittelalters und verstärkte sich mit der beginnenden Industrialisierung, als in den unteren Schichten Frauen nicht mehr in der Lage waren, ihre traditionelle Rolle der fürsorgenden Mutter umfassend wahrzunehmen. In den bürgerlichen Kreisen blieb sowohl die geschlechtliche Rollenverteilung als auch die Bindung fürsorglicher und pflegender Tätigkeiten an das eigene Haus erhalten (s. Hausen 2000). Zu Beginn des 19. Jahrhunderts war es nicht vorgesehen, dass eine unverheiratete bürgerliche Frau in Deutschland eine sozial-pflegerische Erwerbsarbeit in einer öffentlichen Institution ausübte; Krankenpflege war im Bürgertum vorwiegend privat organisiert. Krankenpflege im Hospital wurde von Lohnwärtern und Lohnwärterinnen übernommen, Leitungsfunktionen im Pflege- und Wirtschaftsbereich oblagen Ehepaaren (s. Katscher 1998).

Auch Wichern beurteilte die weibliche Diakonie eher zurückhaltend und implementierte zunächst das Amt eines männlichen Diakons für die fürsorgliche Praxis:

„Die Frau in der Familie ist die Mutter, die angewiesen ist, das Heiligtum des Herrn im Hause zu pflegen.“ – „Dieser heilige Gottesdienst des Weibes im Hause ist sein vornehmster und eigentümlichster Beruf geworden, seit es aus der Finsternis der heidnischen Welt in die Gemeinschaft des Lichtes und Friedens in der Gemeinde Christi eingegangen und seit in der Heiligung und Erneuerung des Weibes in Gottes Bild die irdische Familie selbst zum Abbild der großen Gottesfamilie geheiligt worden.“

(Siehe „Der Dienst der Frau in der evangelischen Kirche“, Wichern SW III,I)

In den niederen Ständen waren die Frauen seit je erwerbstätig (umfassend dazu s. Gerhard 1978). Die Versorgung von Bedürftigen, seien es Kinder, Kranke oder Alte, war hier auf niedrigem Niveau. Kinder „erzogen“ sich selbst und mussten vielfach selbst ihren Lebensunterhalt beschaffen, z.B. durch Betteln, landeten vielfach in Kinderbewahranstalten und Waisenhäusern; Alte und Kranke kamen in öffentliche Siechenhäuser, wo die dort tätigen Lohnwärter und Wärterinnen unausgebildet und desinteressiert waren. Zu diesem Zeitpunkt war bezüglich der ärmeren Schichten keine Rede von Fürsorglichkeit und Pflege, weder im häuslichen noch öffentlichen Rahmen (Katscher 1998, 152-154).

Als Antwort auf diese Notlage entwickelten sich in kirchlichen Kreisen des Bürgertums diverse Hilfsvereine, die in der Regel an Kirchengemeinden angebunden waren. Die erste Konzentrierung der Kräfte fand 1848 im Rahmen der evangelischen Kirche in der Bewegung zu

einem diakonischen Dachverband, ‚Innere Mission‘ (namentlich in Analogie zur äußeren ‚Heiden‘mission), statt. Treibende Kraft war dabei Johann Hinrich Wichern, Leiter des Rauhen Hauses, einem Rettungshaus für gefährdete Jugendliche in Hamburg. Die katholische Kirche gründete erst 1897, also 50 Jahre später, die Caritas als Oberverband fürsorgender Tätigkeit.

Waren es zunächst männliche Personen, die (von Wichern in Anlehnung an Helfer in den christlichen Urgemeinden Diakon genannt wurden), die fürsorgende Tätigkeiten ausübten, entstand recht bald eine starke und machtvolle Bewegung zur Rekrutierung von Frauen zur Ausübung fürsorgender Tätigkeiten, in der katholischen Kirche inspiriert vom französischen Beispiel ‚Barmherzige Schwestern‘, in der evangelischen Kirche etwas später - und diese teilweise nachahmend - die ‚Diakonissen‘. Fürsorgliche berufsförmige Tätigkeit war über einen langen Zeitraum kirchennah organisiert (siehe auch Abschnitt 12.3).

Erst in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts entstanden in Deutschland nicht direkt unter dem Dach einer Kirche operierende Schwesternschaften, nämlich die interkonfessionellen Rotes-Kreuz-Schwestern, die weltliche Berufsorganisation der Krankenpflegerinnen Deutschlands im Agnes-Karll-Verband und der Bund freier Schwestern. Diese orientierten sich zunächst an den kirchlichen Schwesternschaften, deren Zeichen Tracht und Haube (Katscher 1998) und deren Selbstbild von einem Verständnis der Pflege als Liebesdienst (Kreutzer 2005) geprägt war. Organisatorisch gehörten dazu ebenso wie in den kirchlichen Schwesternschaften die ständige Bereitschaft am Pflegeort. Dies schloss die Bildung einer eigenen Familie aus und den Kost- und Logiszwang ein.

Erst nach dem 2. Weltkrieg wandelte sich in diesen freien Schwesternschaften das Verständnis ihrer fürsorgenden Tätigkeit weg von der Berufung hin zum Beruf. Damit verbunden waren heftige Auseinandersetzungen um das Berufsverständnis – weg von der Funktion der aufopferungsvollen Tochter hin zu einer ihren ‚Mann‘ stehenden berufstätigen Frau, die einem Mann vergleichbare Ansprüche auf Entgelt, Arbeitszeiten, eigene Lebensplanung (z.B. Heirat, eigene Wohnung) wie auch andere Dienstleistungsberufe hat. Welche Behauptungsschwierigkeiten die Frauen auch innerhalb der Gewerkschaft, insbesondere der ÖTV, hatten, zeigt Kreutzer (2005) auf. Die spezifische auf die Pflegewissenschaft bezogene Professionalisierungsdebatte wird in anderen Modulen thematisiert.

Seit den 1980er Jahren entwickeln sich Ansprüche und Anforderungen an berufliche Pflegetätigkeiten, die stark von dem jeweils dominanten arbeitsorganisatorischen Leitmodell geprägt sind. Organisationsformen wie Funktionspflege erwecken den Anschein, dass Fälle abgewickelt werden und mittels extremer Arbeitsteilung der bedürftige Mensch aus dem Blickfeld geraten. (Ostner/ Beck-Gernsheim 1979; Büssing 1997, Wettreck 2001). Diese Rahmen kollidieren allerdings mit den Ansprüchen und beruflichen Selbstbildern vieler Pflegekräfte. Für sie sind Beziehungsfähigkeit und Mitmenschlichkeit immer noch Elemente einer Leitidee, die den Beruf attraktiv macht, ohne die sie die Aufgabenerfüllung auch nicht für möglich halten. Böhle u.a. haben für die Altenpflege nachgewiesen, dass die reine Orientierung an Zweckrationalität (z.B. schematisches Abarbeiten eines Pflegeplans – „Anstaltsversorgung“), wie sie beispielsweise in der Arbeitsorganisationsform „Funktionspflege“ zum Ausdruck kommt, zeitintensiver, emotional belastender und anstrengender ist (Böhle u.a.1997, S.21), weil in dieser Organisationsform gegen die Betreuten gearbeitet werden muss, z.B. ihr Wille ignoriert oder gebrochen wird. Die Autoren zeigen, dass ein Vorgehen, dass ein interaktiv-dialogisches Vorgehen, bei dem eine ganzheitliche Wahrnehmung, Erfahrungswissen bzw. Gespür für den Menschen und eine empathische Beziehung zu den pflegebedürftigen Menschen, letztendlich ressourcenschonender ist (und dadurch auch wirtschaftlicher). Die Erforschung der sogenannten Gefühlsarbeit und der daraus resultierenden spezifischen Stressoren stehen erst am Anfang (s. Zapf u.a. 1999; Holz/Zapf/Dormann 2004; Metz/Neuhausen/Kunze 2004; Mäkitalo 2005). Die Sicht auf emotionale Tätigkeitskomponenten als eine besondere Ressource für die Beschäftigten, die der Pflege und damit auch den Gepflegten zugute kommt, gerät noch weniger ins Blickfeld. Andererseits sind die Qualitäten hoher Empathie, so Beck-Gernsheim (1976), auch Ansatzpunkte für die wahrgenommene Unterprivilegierung (bezüglich Entgelt und Arbeitsbedingungen), da sie nicht mit den gewöhnlichen Analyse- und Bewertungsinstrumenten sichtbar werden (s. auch 4.1).

Genießen berufliche Pflegetätigkeiten in der Forschung schon geraume Zeit Aufmerksamkeit, so sind *Pflegetätigkeiten innerhalb der Familie* in Deutschland erst durch die Einführung der Pflegeversicherung Ende des 20. Jahrhunderts in die öffentliche Aufmerksamkeit gekommen. Es entwickelten sich Debatten darüber, inwieweit alle bedürftigen Menschen professionell versorgt werden können. Dabei ist aus dem Blick geraten, dass nach wie vor zu Hause Kinder großgezogen, Kranke und Alte gepflegt sowie Partner und Partnerin versorgt werden. Was dies für die Pflegenden bedeutet, wird bei Bühler (2000) vornehmlich aus subjektiv-positiver

Sicht („Man profitiert, wenn die Leute dankbar sind.“) dargestellt. Der Blick auf Probleme und Kosten für die Betreuenden wurde demgegenüber schon früh von Ostner (1978) erhellt.

Erfahrungen mit der Nutzung der Leistungen aus der Pflegeversicherung zeigen, dass aufgrund der selbstverständlich gewordenen Berufstätigkeit von Frauen heute verstärkt kombinierte Formen fürsorglicher Praxis vorfindlich sind, wobei professionelle Helferinnen aus ambulanten Diensten den Familienangehörigen Unterstützung geben, insbesondere auch bei schwierigeren Aufgaben wie der operativen Nachversorgung. Hier wird die Frage nach besseren Übergängen aufgeworfen (Mäkitalo 2005). Allerdings, ob als Teil der scheinbar selbstverständlichen Tätigkeiten im Rahmen der häuslichen Pflege oder als Teil professioneller Pflege: immer gibt es in der Pflege Anteile, die systematisch unsichtbar bleiben und bisher vor allem von Frauen erbracht werden (Bjorklund 2004; Kumbruck 2001). Angesichts der Trends der Professionalisierung auf der einen Seite und der veränderten Geschlechterverhältnisse auf der anderen Seite sind folgende Aspekte aus den Befunden über Pflegeberufe und häusliche Pflege für das hier beantragte Projekt besonders relevant:

- Geschlechteraspekte im fürsorgenden *Selbstbild und Fremdbild*, bei Rollenzuweisungen und -zumutungen
- Die systematische *Unsichtbarkeit* der spezifischer Qualitäten und geschlechtsrelevanten Aspekte der fürsorgenden Tätigkeiten und die daraus resultierenden Folgen
- Vergleichbarkeit und Besonderheit von Pfl egetätigkeit im Verhältnis zu anderen beruflichen Tätigkeiten mit besonderem Fokus auf *Beziehungs- und Gefühlsarbeit* und den daraus resultierenden *Stressoren bzw. Ressourcen*.

3.3 Fürsorgende Praxis in der evangelischen Kirche

Beim Übergang von der häuslichen in die professionelle fürsorgliche Tätigkeit, insbesondere Pflege, nehmen die Diakonissen eine Brückenfunktion ein (s. Cordes 1995). Ihre Zusammenführung unter dem Dach eines Diakonissen-Mutterhauses ist analog zur Familie konzipiert. Das Kaiserswerther Mutterhaus wurde 1836 von Pastor Theodor Fliedner gegründet. Es sollte Ausbildung zur Krankenpflege und zur Erziehung gewährleisten. Fliedner begründete seine Initiative aus dem neuen Testament und mit Berichten von Diakonissen in den Gemeinden der ersten Jahrhunderte. Er orientierte sich bei seinem organisatorischen Konzept an den katholischen barmherzigen Schwestern. Das Mutterhaus galt als Bildungsstätte, in der Auszubildende und Auszubildende sich analog dem bürgerlichen Familienmodell als Glieder eines Sozialverbands verstehen sollten. Der Vorstand mit dem Vorsteher bildeten die Spitze der Hierar-

chie, ihnen unterstand die Vorsteherin, der wiederum die Aufseherin für die Probeschwestern sowie die Pflegerinnen und das Hauspersonal unterstanden. Die Männer vertraten die Interessen der Einrichtung nach außen, die Frau leitete im Inneren. Bei Uneinigkeit galt gemäß damaliger theologischer Auslegungspraxis, „dass der Wille des Mannes vorzugsweise gelte und die Frau nachgeben müsse, nach menschlichem und göttlichem Recht, wenn das Wort anders irgendeinen Sinn hat, dass die Weiber ihren Männern untertan sein sollen.“ (s. Schmidt 1998, S. 140) Frauen als Diakonissen blieben in der Tochterrolle. Die berufliche Tätigkeit der Schwesternschaften unterlag den Bedingungen, denen eine Berufstätigkeit einer bürgerlichen Frau generell zu genügen hatte:

1. Sie sollte im sozialpflegerischen Bereich angesiedelt sein
2. die Leitung und Kontrolle lag bei Männern
3. sie sollte durch religiöse ‚Berufung‘ legitimiert sein.

Schmidt 1998 zeigt eine Vielfalt von verschiedenen Motiven auf, die Frauen unter diesen Bedingungen bewegten, in eine Schwesternschaft einzutreten:

- Inhaltliche Attraktion der Pflegearbeit (persönliche Neigung)
- Persönliche Umstände, denen zufolge nicht mit einer Aussteuer und somit Heirat gerechnet werden konnte (überwiegend treten Waisen ein) (Krisenerfahrung)
- Suche nach einem kommunitären Leben und einer sinnvollen Tätigkeit im Schutz einer anerkannten Institution (Suchbewegungen)
- Aufstiegsperspektive für Frauen aus der Mittelschicht (die Tracht mit dem „Häubchen“ zeigte die soziale Gleichstellung der Schwester mit einer verheirateten bürgerlichen Frau, die unter die Haube gekommen war), Ausbildung und soziale Sicherheit (Aufstiegshoffnung)
- Schutz vor sozialem Abstieg (materielle Absicherung)
- Moralische Integrität der Anstalt (religiöse Legitimierung für Berufstätigkeit)

Die Aufgaben der Diakonissen waren vielfältig. Sie reichten von der Krankenpflege im Krankenhaus des Mutterhauses, auswärtigen Krankenhäusern und als Krankenpflegerin in den Gemeinden über soziale Tätigkeiten in der Inneren Mission in Mägdeherbergen, Magdalenenasylen und Arbeiterinnenheime bis hin zu Kinderbetreuung in Kindertageseinrichtungen und Waisenhäusern. Trotz aller restriktiven Bedingungen waren die Zusammenschlüsse von Frau-

en in Diakonissen-Mutterhäusern Ausdruck einer Emanzipationsbewegung, die allerdings sehr spezifische Züge trug, wie Amalie Sieveking formuliert

„Ich wünsche eine Emancipation unseres Geschlechtes, aber nicht fürwahr in dem Sinne mancher neuerer, die, alle göttliche und menschliche Ordnung umstoßend, auch die vom Herrn selber bestimmte Unterordnung des schwächeren Geschlechts unter das stärkere aufheben möchten. Was ich für die Frau in Anspruch nehme, das ist [...] die Berechtigung zu einer geordneten, Geist und Herz befriedigenden, ihre Zeit wirklich ausfüllenden Thätigkeit, die Berechtigung, wo das Haus ihnen keinen genügenden Spielraum darbietet für das Maß ihrer Kräfte, sich einen würdigen Lebensberuf zu suchen auch außer Haus.“

Amalie Sieveking 1849 (Bestand Familie Sieveking III, zit. in: Schmidt 1998, 139f.).

Auch in der Inneren Mission selbst spürte man den gesellschaftlichen Impuls, sich mit der Frauenfrage zu beschäftigen. Der Central-Ausschuss verabschiedete 1899 6 Thesen zu der Frage „Welche Ziele und Schranken sind der Frauenbewegung durch das Evangelium gesetzt?“ Darin wird den Frauen grundsätzlich Erwerbsarbeit zugestanden und ihre Beteiligung am öffentlichen Leben positiv bewertet (Schmidt 1998). Die drei evangelischen Räte (Armut, Ehelosigkeit, Gehorsam), die das Engagement der Diakonissen bestimmten, sind zentrale Wurzeln diakonischer fürsorglicher Praxis. Sie gaben die Inspiration für die konkrete organisatorische Einbettung fürsorglicher Tätigkeiten, wie Versorgung quasi rund um die Uhr durch eine Pflegeperson, geringe Kosten für das Pflegepersonal, hohe Arbeitsmotivation etc., von denen Pflegeeinrichtungen heute nur träumen können (s. Scharffenorth u.a. 1984).

Schon früh gab es von Seiten der Frauenbewegung Kritik an dem Liebesdienst für Gotteslohn der Diakonissen, so z.B. von Elisabeth Malo (1855-1930) in den Publikationsorganen der bürgerlichen Frauenbewegung „Christliche Welt“ und in der Zeitschrift des „Allgemeinen Deutschen Frauenvereins“. Problematisiert wurden am Diakonissenwesen die schwierigen Arbeitsbedingungen, der unzureichender Arbeitsschutz, die unzulängliche Ausbildung, die als patriarchal und entmündigend begriffene Mutterhausstruktur mit ihrer Beschränkung der individuellen Freiheit durch Kontrolle über Freundschaften, Bildung und Ehwünsche sowie die mangelhafte materielle Absicherung (Taschengeld statt Lohn). Trotzdem war das Diakonissenstium ein Erfolgsmodell bis Mitte des 20. Jhds. (s. Henriettenstiftung: Kultur des Pflegens. 2005), das eng an eine bestimmte weibliche Rolle gebunden war. Es ermöglichte der Gesellschaft kostengünstige und liebevoll fürsorgende Arbeitskräfte. Und es bot Frauen bei ihrer Suche nach einem selbst bestimmten weiblichen Lebenszusammenhang und einer selbst gestalteten Lebenswelt, in der Dienst als Ausdruck von Emanzipation erscheint, eine Perspektive (Scharffenorth u.a. 1984). Veränderte Gesellschafts- und Geschlechterverhältnisse haben in-

zwischen dazu beigetragen, dass die Mutterhäuser unter extremem Nachwuchsmangel leiden, während das diakonische Werk und mit ihm seine Einrichtungen weiterhin wachsen.

Aus den Befunden über die Rolle von Geschlecht und Geschlechterverhältnissen im Rahmen diakonischer Einrichtungen sind mit Blick auf das Forschungsprojekt folgende Aspekte zu beachten:

- *Historisch bedingte Geschlechterzuschreibungen* im Rahmen der Diakonie und die Auswirkungen auf die fürsorgende Tätigkeit von damals und heute
- *Emanzipatorische Potentiale* in der fürsorgenden Tätigkeit und ihr Nutzen für das Ethos fürsorglicher Praxis in der Diakonie.

4 *Forschungsdesign*

4.1 *Forschungsleitende Fragestellungen*

Fürsorgliche Praxis ist im Wesen Ausdruck spezifischer sozialer Beziehungen und Interaktionen in verschiedenen Tätigkeitsfeldern. In dem Projekt soll Pflege als Tätigkeitsfeld unter dem Aspekt untersucht werden, welche Geschlechterselbstbilder und -fremdbilder, damit verbundene Bruchlinien und Konflikte sowie Ansätze neuer Praxisformen sich auf zwei Beziehungsebenen ergeben.

Auf der Beziehungsebene I geht es um die *unmittelbaren* Interaktionen zwischen den Personen, die in einer Pflegebeziehung *Fürsorge geben* und *Fürsorge empfangen*. Auf der Beziehungsebene II geht es um die *institutionalisierten Beziehungen*, in denen Fürsorgegebende in ihr *soziales Umfeld* eingebettet sind, so in der *Organisation*, in der die Fürsorge stattfindet (Klinik, andere Dienste), in der *sozialen Gemeinschaft*, in der die Fürsorgegebenden eingebunden sind (sei es Familie, sei es eine Schwesternschaft) und in der *Gesellschaft insgesamt*, in der spezifischen Tätigkeitsfeldern Anerkennung, Status und Wertigkeit zugesprochen wird.

Auf beiden Beziehungsebenen werden kommunikativ und im praktischen Tun Geschlechterverhältnisse und Ethos fürsorglicher Praxis in der Pflege (re-)konstruiert und weiterentwickelt. Die explorative Untersuchung richtet sich darauf, wie die spezifischen situativen Charakteristika der Pflegebeziehung sowie Grundfragen von Leistungsverhältnis, Reziprozität

und Wertschätzung auf den beiden Beziehungsebenen von Personen, die beruflich in der Pflege tätig sind, wahrgenommen und (re-)konstruiert werden.

Situative Charakteristika auf der Ebene I sind:

- *Asymmetrie* in der konkreten Angewiesenheit einer gepflegten Person von der pflegenden Person und
- *emphatisches Vermögen* auf der Seite der Pflegenden als Voraussetzung für die Erfüllung ihrer Aufgaben.

Es handelt sich also um ein Strukturmerkmal und um ein Fähigkeitsmerkmal, die auf der Beziehungsebene I von besonderem Interesse sind.

Auf der Beziehungsebene II geht es darum,

- wie im Alltag der Pflegeeinrichtungen das *Leistungsverhältnis von Anforderung und Gratifikation* für die Pflegenden gestaltet ist,
- welche Erfahrungen an Rückhalt und *Reziprozität* in fürsorglichen Beziehungen die Pflegenden in ihren näheren sozialen Gemeinschaften erfahren und
- welche *Anerkennung und Wertschätzung* vermittelt durch gesellschaftliche Institutionen den in der Pflege Tätigen zuteil wird.

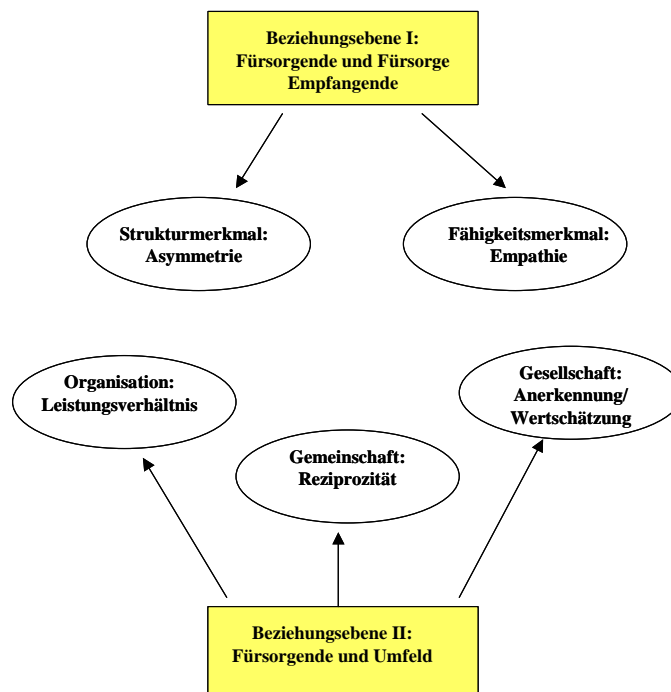


Abb. 1: Beziehungsebenen der Konstruktion der Genderdimension im Ethos fürsorglicher Praxis

Die konkreten Ausgestaltungen auf den beiden Beziehungsebenen haben Einfluss aufeinander. Unter traditionellen Geschlechterverhältnissen kam es zu einer Korrespondenz zwischen charakteristischen Ausprägungen auf den beiden Ebenen. In der explorativen Untersuchung geht es um die Fragestellung, wie sich unter veränderten Geschlechterverhältnissen Wahrnehmung und Tun auf den beiden Ebenen verändern, welche neuen Korrespondenzen sich herausbilden und wie sich daraus Ressourcen für eine Neuentwicklung des Ethos fürsorglicher Praxis entwickeln können.

4.2 Konkretes Vorgehen

Folgende Arbeitsschritte sind in dem explorativen Projekt vorgesehen:

1. Analyse der Geschlechterdimension in der fürsorglichen Praxis anhand von Dokumenten, Literatur, Projekten mit Blick auf die Identifizierung von Veränderungsfaktoren
 - a. in der Care-Debatte allgemein,
 - b. in Pflegeberufen und in der häuslichen Pflege (insbesondere historisch),
 - c. in der Pflegetätigkeit und Pflegeberufen in der evangelischen Kirche.
2. Qualitative biographische Interviews mit überwiegend narrativen Elementen sowie zusätzlichen Elementen teilnehmender Beobachtung; die Interviews werden mit jeweils 10 Diakonissen und Pflegekräften (weiblichen und männlichen) in christlichen Einrichtungen durchgeführt zum genderbezogenen Selbstverständnis, der eigenen Rolle, und den erlebten Fremdzuschreibungen und den Wunschvorstellungen.
3. Paarinterviews mit im Pflegebereich professionell tätigen Paaren mit dem Ziel der Erhebung ihrer Perspektiven auf die Bedeutung von Geschlecht im Pflegebereich, insbesondere in Organisationen.
4. Forschungsseminare mit interaktiven Einheiten (z.B. Rollenspiele und Gruppendiskussionen) in einer Altenpflegeschule, die sich auf das Thema Gender in Pflegeberufen beziehen. Sie dienen gleichermaßen der Erhebung wie auch der praktischen Sensibilisierung.
5. Forschungsseminar mit interaktiven Einheiten (z.B. Rollenspiele und Gruppendiskussionen) in einer Altenpflegeschule, in dem besonders die Bedeutung von Personen mit Migrationshintergrund in der Pflege thematisiert wird. (Die Relevanz ergibt sich aus der Zusammensetzung solcher Altenpflegekurse).
6. Auswertung der Interviews und der Erfahrungen in den Forschungsseminaren

7. Dialogische, an die Delphi-Methode angelehnte Entwicklung von Hinweisen zur Explizierung von tragfähigen Ansätzen für eine neue Praxis in der Pflege, die der faktischen Aufkündigung des bisherigen impliziten Geschlechtervertrags gerecht wird. In diesem Rahmen Erarbeitung von Anforderungen der gendersensiblen Pflege:
 - a. an die Ausbildung von Pflegekräften
 - b. an arbeitsorganisationsbezogene Regelungen
8. Durchführung einer Ko-Konstruktionskonferenz
9. Bilanzierung / Projektbericht

4.3 Methoden-Bausteine

In dem Kooperations-Vorhaben „Neue soziokulturelle fürsorglicher Praxis“ geht es um mehr als nur sozialwissenschaftliche Erhebung eines Ist-Zustandes. Es geht um (Mit)-Gestaltung einer Zukunft unter Zuhilfenahme wissenschaftlicher Methoden und Erkenntnisgewinnung. Dies schließt eine bloße Rezeption und Neuauflage bereits vorhandener Erkenntnisse aus. Ebenso fern liegt eine reine Hypothesenprüfung. Vielmehr geht es, in der Vergangenheit und der Gegenwart und in den noch kaum sichtbaren Hinweisen auf die Zukunft, um das Herausfinden von Ansätzen für und von bisher vorhandenen Barrieren gegen die Entwicklung einer geschlechtergerechteren fürsorglichen Praxis. Dazu bedarf es eines gegenstandsangemessenen Forschungssettings.

Wer Arbeits- und Lebenserfahrungen in ihrer Bedeutung für die Entwicklung einer gegenwärtigen Praxis sowie darin vorfindlicher Konfliktsituationen erforschen will, darf nicht vom Sinnzusammenhang abstrahieren, den die Beschäftigten und anderweitig Beteiligten (z.B. als Gepflegte) dieser Praxis geben (siehe hierzu Senghaas-Knobloch 1999, 77-81). Dazu ist es notwendig, dass die beteiligten Forscherinnen bis zu einem gewissen Maß in die Lebensformen derer eintauchen, um deren Erfahrungen und Intentionen es geht. Das ‚Eintauchen‘ in Arbeits- und Lebensformen, die nicht die eigenen sind, geschieht primär im Medium der Sprache. Denn welche Bedeutungen, Normen, und welches Abhängigkeitsverständnis die Menschen in den verschiedenen gesellschaftlichen Praxisfeldern ihrem Handeln unterlegen, kommt in der Alltagssprache zum Ausdruck. Es bedarf daher einer Forschungsmethodik, die der Verständigung und Übersetzung verschiedener „Sprachspiele“ – wie Wittgenstein den Sachverhalt benennt, dass in der Sprache die Praxis zum Ausdruck kommt – dient. Es handelt sich hierbei um kommunikative Erhebungsmethoden, die es möglich machen, dass Beschäftigte und ande-

re Experten des Alltagshandelns ihre Erfahrungen ausloten und sich auf persönliche Wünsche und gemeinsame oder konfligierende Interessen beziehen können.

4.3.1 Erhebungsmethoden

Interviews: Das offene, wenngleich auf die interessierenden Forschungsthemen fokussierte Interview soll entsprechend den Prinzipien der Offenheit und Kommunikation erfolgen (siehe Kumbruck 1999). Mit der Strukturierung des Forschungsgegenstandes wird gewartet, bis sich diese durch die Untersuchung selbst herausgebildet hat. Die Prinzipien der qualitativen Forschung werden durch die Nutzung einer Checkliste mit den interessierenden Themenbereichen anstatt eines Gesprächsleitfadens und durch sensible Gesprächsführung umgesetzt. Trotz der Checkliste erfolgt die thematische Schwerpunktsetzung im Gespräch durch die Befragten. Einerseits werden die Befragten zum Erzählen angeregt (narrativer Anteil). Dieses Vorgehen bietet die Chance zum Auffinden von zusätzlichen Kategorien, die teilweise sowohl überraschend als auch spannend sein können. Andererseits versucht die Gesprächsführung, die interessierenden Themen anzustoßen, zu vertiefen und Sinngehalte zu erschließen (thematische Leitfragen). Im Rahmen dieser Untersuchung kommen folgende Spezialformen von Interviews als Elemente in den Gesprächen zum Einsatz:

Narrative Interviews (Bohnsack 2000, S.106-122) ermöglichen den Interviewten, anhand einer Erzählung ihre Alltagserfahrungen wiederzugeben. In der Regel wird eine umfassende Eingangsfragestellung als Impuls in ein Gespräch gegeben und dadurch ein Gesprächsfluss in Gang gesetzt, das Auskunft über die erlebten Erfahrungen dieser Person gibt. Erzählen wird somit verstanden als ‚elementare Institution menschlicher Kommunikation‘, als alltäglich eingespielte Kommunikationsform“ (Schütze 1987a, S. 77).

Biographische Interviews (Riemann 1987) arbeiten überwiegend mit dem narrativen Ansatz und beziehen sich auf die biographischen Entwürfe und die biographischen Verlaufskurven. Sie geben damit Auskunft über das Selbstverständnis des Informanten, seiner eigenen Rolle, und den erlebten Fremdzuschreibungen, z.B. am Arbeitsplatz Pflege, sowie den Intentionen und Wunschvorstellungen.

Paarinterviews (Kaufmann 1994; Hoff / Ewars 2003) dienen der Erhebung der unterschiedlichen Perspektiven von Paaren auf ein bestimmtes beide betreffende Thema, insbesondere die Rolle des Geschlechts im Arbeitsleben. Sie zeigen die gemeinsame Wirklichkeitskonstruktio-

on, Handlungs-Abstimmung und Entscheidungsfindung ebenso wie Divergenzen, gegenseitige Ergänzungen, Korrekturen.

Gruppendiskussion (Bohnsack 2000, S. 123-142): Dieses ist eine besondere Form des Interviews. Es lebt von der Dynamik, also den Interaktions-, Diskurs- und Gruppenprozessen, die sich im Dialog zwischen unterschiedlichen Rollenträgern entwickelt, die ihre Positionen zur Diskussion stellen. Hier werden positionsbestimmte unterschiedliche Sichtweisen besonders deutlich, seien es hierarchie- oder rollenbedingte Unterschiede, seien es die Sichten aus der Teilhandlung einer Interaktion heraus, die zu einer gemeinsamen Sicht zusammengefügt werden (Kumbruck 1999). Die Gruppendiskussion kann auch als Ort dienen, die unterschiedlichen Sichten auszuhandeln, was für die Weiterentwicklung von kollektiven Sichtweisen wie auch für die Entwicklung von Gestaltungsideen besonders hilfreich ist. Im Interaktionsprozess werden auch gegenüber dem Einzelgespräch vermehrt die informellen Gruppenmeinungen aktualisiert. Gruppengespräche sind deshalb besonders geeignet, die kulturelle Sinn-Stiftungs-Praxis von realen Gruppen im Interaktionszusammenhang zu erfahren und zu erfassen (Leithäuser u.a. 1995; Becke/Senghaas-Knobloch 2004).

Teilnehmende Beobachtung: Teilnehmende Beobachtung lebt von der Dialektik von Engagiertsein und Distanz der Forschenden. Sie sollen einerseits mit den Augen des anderen, des Untersuchten oder des Feldes, sehen. Sie sollen die Untersuchten und das Feld in deren eigenen Strukturen, in deren Einzigartigkeit und Besonderheit verstehen und erfassen. Hierzu bedarf es des sympathetischen Annäherns. Sie sollen andererseits das Forschungsfeld strukturieren, also unter einer eigenen Perspektive betrachten. (Flick 1991, S. 149) Konkret setzt dies voraus, dass sich die Forschenden im Feld aufhalten und am Alltagsgeschehen partizipieren, den Forschungsinformanten bei ihrer Tätigkeit über die Schulter schauen und dabei lernen, die Dinge aus ihrer Perspektive zu sehen. Da sich die Bedeutung vieler beobachtbarer Aspekte nicht von selbst erschließt, sind ergänzend Rückfragen in Form von kurzen Einzelinterviews notwendig. Dies gilt insbesondere für die Erhebung von Interaktionen. Bei der Erstellung von Beobachtungsprotokollen bezieht sich der Beobachter auf die forschungsleitenden Fragestellungen (Becke/Senghaas-Knobloch 2004, S. 14)

4.3.2 Auswertungsmethoden

Hermeneutische Auswertung der Interviews. Eine hermeneutische Auswertung setzt wörtlich transkribierte Protokolle von Einzelinterviews und Gruppengesprächen voraus.

Mit dem *hermeneutischen Vorgehen* werden die subjektiven Sinngehalte der Interviewtexte erschlossen. Die hermeneutische Auswertung rekurriert auf alltägliche Interaktionsmuster und deren Verstehen. Demnach werden Sinngehalte bewusst oder unabsichtlich übermittelt und liegen im Text manifest oder latent vor. Von besonderer Bedeutung für die hermeneutische Herangehensweise ist, dass Komplexität und Kontext erhalten bleiben, so dass nicht von vorher festgelegten Kategorien ausgegangen und die Unterteilung des Materials in Kategorien angestrebt wird, sondern eine Orientierung an im Text auffindbaren natürlichen Verallgemeinerungen („Kernsätzen“) erfolgt, also an sich im Gesprächsverlauf ergebenden prägnanten Verdichtungen, Quintessenzen (Volmerg, Senghaas-Knobloch & Leithäuser 1986; Volmerg 1988, S. 245ff).

Heuristische Auswertung der Beobachtungsprotokolle. Heuristik ist die Lehre von den Methoden zur Auffindung neuer wissenschaftlicher Erkenntnisse. Es werden detaillierte Beobachtungsprotokolle zu den durchgeführten Beobachtungen am Arbeitsplatz der Informanten erstellt und dann im Sinne der Heuristik versucht, auf Grundlage der Strukturierung des Materials neue intersubjektive Zusammenhänge darin zu erkennen. Beim heuristischen Vorgehen spielt die Entwicklung von Kategorien und deren Vernetzung im Prozess der Auswertung im Dienste der Strukturierung des Materials eine Rolle. Auch hierbei wird nicht von festen Kategorien ausgegangen, sondern im in mehreren Durchgängen erfolgenden Materialsichtungsprozess peu à peu ein Kategoriennetz erstellt (Kleining 1995).

4.3.3 Komplexe Erhebungs- und Auswertungsverfahren

Forschungsseminare: Forschungsseminare sind bewährte Forschungssetting, die es erlauben, komplexe Fragestellungen an ein oder zwei Tagen in mehreren Arbeitsschritten sowohl für die Teilnehmenden aus dem Forschungsfeld wie aus dem Forschungsteam auszuloten. Sie haben sich in der qualitativen Arbeitsforschung seit langem bewährt (z.B. Leithäuser/Volmerg 1988; Senghaas-Knobloch 1999; Becke/Senghaas-Knobloch 2004). Die Forschung, die an Prinzipien der Erfahrungsgeleitetheit orientiert ist, befolgt zugleich Prinzipien des aktivierenden Lernens (Kumbruck & Derboven 2005). D.h. den Beteiligten aus dem Feld (im Forschungsdesign, z.B. Pflegeschülerinnen) wird ein eigenständiges forschendes Lernen ermöglicht. Die Forschungsseminare dienen hier den Forschenden als Erhebungsmöglichkeit, den Teilnehmenden aus dem Feld als Lernsettings.

4.3.4 Dialog-, Gestaltungs- und Validierungsverfahren

Dialogische, an die Delphi-Methode angelehnte Entwicklung von Lösungsvorschlägen:

Die Delphi-Methode ist ein Prognoseverfahren, gemäß seinem Namensursprung, dem Orakel von Delphi, das auf wissenschaftlich gewonnenen Erkenntnissen beruht. Der Kern der Delphi-Methode besteht aus zwei Fragerunden. Von Fachkommissionen erarbeitete Thesen werden einer großen Anzahl von Experten schriftlich zur Bewertung vorgelegt, deren Antworten ausgewertet und denselben Personenkreisen noch einmal zugeschickt. In der zweiten Runde sollen die Experten ihre Antworten unter dem Einfluss der Einschätzungen ihrer Fachkollegen noch einmal überdenken – oder auch nicht. Anonymität ist gewährleistet. Durch diesen Informationsaustausch soll eine möglichst hohe Übereinstimmung der Ansichten und damit Sicherheit der Prognose erreicht werden. In dem beantragten explorativen Projekt sollen empirisch erhobene Erkenntnisse zu den Problemfeldern in Thesenform sowie mögliche Lösungs-/Gestaltungsideen den Teilnehmern der Untersuchung wie auch weiteren Personen als Experten für fürsorgliche Praxis vorgelegt werden. Ihre Positionierungen dazu werden in eine zweite schriftliche Runde gegeben. Die Ergebnisse dieser zweiten Runde können als eine gute Validierung der Ergebnisse angesehen werden und gleichzeitig schöpfen sie auch das gestalterische Potential durch Erst-Gestaltungsanregungen.

Ko-Konstruktionskonferenz: Auch in diesen Konferenzen sollen Befunde wie in einem Dialogworkshop aus der Perspektive verschiedener Anspruchsgruppen analysiert und bewertet werden. Sie dienen damit der Dialogvalidierung der Ergebnisse und ihrer Verbreitung. Aber der Hauptzweck der Ko-Konstruktionskonferenzen ist die Initiierung einer neuen Praxis. In Anlehnung an das Paradigma Heinz von Försters, dass es keine Wirklichkeit gibt außer der von Menschen Konstruierten, haben sich Ansätze und Methoden entwickelt, die den Vorgang des kollektiven Konstruierens von Ideen und dann auch realen Verhältnissen nachbilden bzw. initiieren. Genannt seien hier der Ansatz der Kooperativen Modellproduktion (Raeithel 1995), der Wissens-Ko-Konstruktion (Floyd 2003) und des Semantic Mapping (Schieffer & Rodriguez Munoz 2003) (zur praktisch-methodischen Umsetzung dieser Ansätze siehe auch Kumbruck 1999). Da diese Konferenzen also dazu dienen, die Konstruktionen von fürsorglicher Praxis kollektiv neu zu denken und zu gestalten, werden auch Elemente von Methoden, die die kollektive Kreativität und zukunftsorientierte Gestaltungsinitiative freimachen, genutzt, beispielsweise das „appreciative inquiry“, also die „wertschätzende Befragung“ oder den „open space“.

5 Literatur

- Becke, G./ Senghaas-Knobloch, E. (2004): Forschung in Aktion – Betriebliche Veränderungen im Dialog, artec paper 121 Universität Bremen
- Beck-Gernsheim, E. (1976): *Der geschlechtsspezifische Arbeitsmarkt*, Frankfurt/M. (Campus).
- Bjorklund, P. (2004): Invisibility, Moral Knowledge and Nursing Work in the Writings of Joan Liaschenko and Patricia Rodney, in: *Nursing Ethics 11* (2), 110-121
- Bock, G. / B. Duden (1977): Arbeit aus Liebe, in: *Frauen und Wissenschaft, Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen*, Berlin.
- Böhle, F./ M. Brater, M./A. Maurus, (1997): Pflegearbeit als situatives Handeln, in: *Pflege 10*, 18-22.
- Bohnsack, R. (2000): *Rekonstruktive Sozialforschung*. Opladen (Leske + Budrich)
- Brückner, M. (2000): Care-Work jenseits von Caritas, in: *Feministische Studien, Extraheft Fürsorge – Anerkennung – Arbeit*, 43-53.
- Bühler, C. (2000): „Man profitiert, wenn die Leute dankbar sind“, in: *Feministische Studien, Extraheft Fürsorge – Anerkennung – Arbeit*, 93-101.
- Büssing, A. (1997) (Hrsg.): *Von der funktionalen zur ganzheitlichen Pflege*, Göttingen (Verlag für Angewandte Psychologie)
- Conradi, E. (2001): *Take Care. Grundlagen einer Ethik der Achtsamkeit*, Frankfurt/Main (Campus).
- Cordes, M. (1995) (Hg.): *Diakonie und Diakonissen. Beiträge zur Rolle der Frauen in Kirche und sozialer Arbeit*. Hannover.
- Eckart, C. (2000): Zeit zum Sorgen. Fürsorgliche Praxis als regulative Idee der Zeitpolitik, in: *Feministische Studien, Extraheft Fürsorge – Anerkennung – Arbeit*, 9-24.
- Flick, U. u.a. (1991): *Handbuch qualitative Sozialforschung*, München (PVU).
- Floyd, C. (2002): Towards Knowledge Co-construction, in: Floyd, C. et al. (eds.): *Feminist Challenges in the Information Age*. Opladen (Leske & Budrich), 203-222.
- Gerhard, U. (1978): *Verhältnisse und Verhinderungen*, Frankfurt/M.
- Gerhard, U./ T. Knijn / A. Weckwert (Hg.)(2003): *Erwerbstätige Mütter. Ein europäischer Vergleich*, München
- Hausen, K. (2000): Arbeit und Geschlecht, in: J. Kocka & C. Offe (Hg.): *Geschichte und Zukunft der Arbeit*, Frankfurt/M., 343-361.
- Henriettenstiftung (2005): *Kultur des Pflegens. Eine Zeitreise durch 145 Jahre Pflegegeschichte der Henriettenstiftung*. Hannover.
- Hoff, E.-H. /Ewars, E. (2003): Zielkonflikt und Zielbalance von beruflicher und privater Lebensgestaltung von Frauen, Männern und Paaren, in: Abele, A.E. / Hoff, E.-H. / Hohner, H.U. (Hg.): *Frauen und Männer in akademischen Professionen*. München (Asanger), 57-70.
- Holz, M. /Zapf, D./Dormann, C. (2004): Soziale Stressoren in der Arbeitswelt, in: *Arbeit*, 3, 305-311.
- Kaiser, J.-C. (1998): Innere Mission und Diakonie, in: Röper, Ursula & Jüllig, Carola. (Hrsg.): *Die Macht der Nächstenliebe. Einhundertfünfzig Jahre Innere Mission und Diakonie 1848-1998*. Im Auftrag des Deutschen Historischen Museums und des Diakonischen Werkes der evangelischen Kirche in Deutschland. Berlin (Jovis), 14-45.
- Katscher, L. (1998): Die Krankenpflege. in: Röper, Ursula & Jüllig, Carola. (Hrsg.): *Die Macht der Nächstenliebe. Einhundertfünfzig Jahre Innere Mission und Diakonie 1848-1998*. Im Auftrag des Deutschen Historischen Museums und des Diakonischen Werkes der evangelischen Kirche in Deutschland. Berlin (Jovis), 152-161.
- Kaufmann, J.-C. (1994). *Schmutzige Wäsche. Zur ehelichen Konstruktion von Alltag*. Konstanz.
- Kleining, G. (1995): *Qualitativ-heuristische Sozialforschung*, Hamburg (Rolf Fechner Verlag).
- Kontos, S. / K. Walser (1979): ... weil nur zählt, was Geld einbringt – Probleme der Hausfrauenarbeit, Berlin.

- Kreutzer, S. (2004): *Vom ‚Liebesdienst‘ zum modernen Frauenberuf. Die Reform der Krankenpflege nach 1945*. Frankfurt/M. (Campus).
- Kumbruck, C. (1999): „Angemessenheit für situierte Kooperation“ ein Kriterium arbeitswissenschaftlicher Technikforschung und -gestaltung, (Habilitationsschrift, Universität Bremen 1997). Münster (LIT-Verlag).
- Kumbruck, C. (2001): Unsichtbare Arbeit, in: *Journal für Psychologie* 2/2001, 24-38.
- Kumbruck, C. (2001): Was ist Kooperation? Kooperation im Lichte der Tätigkeitstheorie, in: *Arbeit* 2/2001, 149-166.
- Kumbruck, C. / W. Derboven (2005): *Interkulturelles Training. Trainingsmanual zur Förderung interkultureller Kompetenzen in der Arbeit*, Heidelberg (Springer).
- Leithäuser, T./ B. Volmerg (1988): *Psychoanalyse in der Sozialforschung*, Opladen.
- Leithäuser, T./ E. Löchel/B. Scherer/ E. Tietel (1995): *Der alltägliche Zauber einer digitalen Technik. Wirklichkeitserfahrungen im Umgang mit dem PC*, Berlin (edition sigma).
- Mäkitalo, Jorma (2005): *Work-Related Well-Being in the Transformation of Nursing Home Work*. Oulu (Oulun Yliopisto).
- Metz, A.-M. /Neuhausen, K. / Kunze, D. (2004): Psychische Fehlbelastung in der Krankenpflege und Gesundheitsförderung. In: *Arbeit*, 3, 305-311.
- Nunner-Winkler, G. (1995): *Weibliche Moral. Die Kontroverse um eine geschlechtsspezifische Ethik*, München.
- Oakley, A. (1978): *Soziologie der Hausarbeit*, Frankfurt/M.
- Ostner, I. (1978): *Beruf und Hausarbeit. Die Arbeit der Frau in unserer Gesellschaft*, Frankfurt/M. (Campus).
- Ostner, Ilona & Beck-Gernsheim, Elisabeth (1979): *Mitmenschlichkeit als Beruf*. Frankfurt/M. Campus).
- Pfau-Effinger, B. / B. Geissler (ed.) (2005): *Care and social integration in European societies*. Bristol (The Polity Press).
- Pross, H. (1975): *Die Wirklichkeit der Hausfrau*, Reinbek bei Hamburg (Rowohlt).
- Raeithel, A. (1995): *Kooperative Modellproduktion von professionellen und Klienten – erläutert am Beispiel des Repertory Grid*. Nachgedruckt in: Dahme, Christian (Hrsg.): *Selbstorganisation, Kooperation, Zeichenprozess*. Opladen (Westdeutscher Verlag) .
- Riemann, G. (1987): *Das Fremdwerden der eigenen Biographie. Narrative Interviews mit psychiatrischen Patienten*. München.
- Ruddick, S. (1990): *Maternal Thinking: Towards a Politics of Peace*. Boston (Ballantine Books). (deutsch: Mütterliches Denken. Für eine Politik der Gewaltlosigkeit. Frankfurt/New York (Campus).
- Scharffenorth, G. u.a. (1984): *Schwestern. Leben und Arbeit Evangelischer Schwesternschaften. Absage an Vorurteile*. Offenbach (Burckhardthaus-Laetare Verlag).
- Schieffer, A. / M./ A. Rodriguez Munoz (2003): Mit Sematic Mapping effektive (Organisations-)Veränderung gestalten. In: *Lernende Organisation*, 15, Sept/Okt., 34-42.
- Schmidt, J. (1998): Die Frau hat ein Recht auf die Mitarbeit am Werke der Barmherzigkeit, in: Röper, U./ Jüllig, Carola. (Hrsg.): *Die Macht der Nächstenliebe. Einhundertfünfzig Jahre Innere Mission und Diakonie 1848-1998*. Im Auftrag des Deutschen Historischen Museums und des Diakonischen Werkes der evangelischen Kirche in Deutschland. Berlin (Jovis), 138-151.
- Schütze, Fritz (1987): *Das narrative Interview in Interaktionsfeldstudien. Erzähltheoretische Grundlagen*, Studienbrief der Fernuniversität Hagen, Teil I. Hagen.
- Senghaas-Knobloch, Eva (1999): Anerkennung und Verwertung personaler Qualitäten. Auswirkungen neuer Managementkonzepte auf die betriebliche Lebenswelt, in: *Journal für Psychologie*, 3, 77-89.
- Senghaas-Knobloch, E. (2000): Wohin driftet die postindustrielle Gesellschaft?, in: U. Menzel (Hg.): *Vom ewigen Frieden und vom Wohlstand der Nationen, Festschrift für Dieter Senghaas*, Frankfurt/Main, 543-572.
- Senghaas-Knobloch, E. (2005): Fürsorgliche Praxis und die Debatte um einen erweiterten Arbeitsbegriff in der Arbeitsforschung, in: Kurz-Scherf, I./ L. Corell / S. Janczyk (Hg.): *In Arbeit: Zukunft*, Münster, 54-68.

- Sevenhuijsen, Selma (1997): Feministische Überlegungen zum Thema Care und Staatsbürgerschaft, in: Braun, H. / D. Jung (Hg): *Globale Gerechtigkeit? Feministische Debatte zur Krise des Sozialstaats*. Hamburg, 74-95
- Strauss, A., S. Fagerhaugh, B. Suczek, C. Wiener et al (1980): Gefühlsarbeit. Ein Beitrag zur Arbeits- und Berufssoziologie, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Jg. 32, 629-651.
- Tronto, J. (2000): Demokratie als fürsorgliche Praxis, in: *Feministische Studien, Extraheft Fürsorge – Anerkennung – Arbeit*, 25 –42.
- Ungerson, C. (1990): *Gender and Caring. Work and Welfare in Britain and Scandinavia*, New York et al.
- Volmerg, B., E. Senghaas-Knobloch / L. Leithäuser (1986): *Betriebliche Lebenswelt. Eine Sozialpsychologie industrieller Arbeitsverhältnisse*. Opladen (Westdeutscher Verlag).
- Waerness, K. (2000): Fürsorgerationalität, in: *Feministische Studien, Extraheft*, S. 54-66.
- Wettreck, R. (2001): „Am Bett ist alles anders“ – *Perspektiven professioneller Pflegeethik*. Münster, Hamburg, London (LIT).
- Wichern, Johann Hinrich, *Sämtliche Werke I-X*, hg. Von Peter Meinhold und Günther Brakelmann, Hamburg u.a. 1958-1988.
- Zapf, D. u.a. (1999): Emotion Work as a Resource of Stress: The Concept and Development of an Instrument, in: *European Journal of Work and Organizational Psychology* 8(3), 371-400.

6 Vorarbeiten und Antragstellerinnen

Im Vorfeld der Antragstellung wurde mit einer Reihe von ExpertInnen und Einrichtungen im Forschungsfeld Kontakt aufgenommen, die am Thema und der geplanten Untersuchung ihr hohes Interesse bekundeten; das Arbeiten an einem Netzwerk Gender im Forschungsfeld hat begonnen.

PD Dr. Christel Kumbruck ist Arbeits- und Organisationspsychologin sowie Arbeitswissenschaftlerin und ausgewiesen in der empirischen qualitativen Sozialforschung. Sie hat dabei besondere Kompetenzen in der dialogischen Entwicklung von Gestaltungsanregungen erworben (Kumbruck 2003).

Sie hat umfassende theoretische und empirische Arbeit zum Themenkomplex Kooperation (Kumbruck 1999) betrieben, das ja ein wesentlicher Bestandteil jeder Arbeitstätigkeit in organisatorischen Zusammenhängen ist, also auch in der Pflege (Kumbruck 2001a). Sie hat im Rahmen ihrer Dissertation die Geschlechterdimension am Arbeitsplatz thematisiert (Kumbruck 1990), wobei ihr Schwergewicht auf der Verdrängung von als weiblich konnotierten Denk- und Handlungsmustern lag. Hierzu hat sie diverse Aufsätze veröffentlicht. Der Problematik von Frauenarbeitsplätzen als unsichtbaren Arbeitsplätzen geht sie in Kumbruck (2001) nach.

Sie hat den Blick auf die besondere Geschlechterproblematik durch den vermehrten Einsatz von Frauen aus anderen Kulturen gelenkt, weil sie sich vielfältigst mit interkulturellen Problemen befasst hat (Kumbruck / Derboven 2005).

Kumbruck, C. (1990): *Die binäre Herr-Schaft. Intuition und logisches Prinzip*. (Dissertation). München (Profil).

Kumbruck, Christel (1999): „*Angemessenheit für situierte Kooperation“ ein Kriterium arbeitswissenschaftlicher Technikforschung und -gestaltung*, (Habilitationsschrift, Universität Bremen 1997). Münster (LIT-Verlag).

Kumbruck, C. (2001): Unsichtbare Arbeit, in: *Journal für Psychologie* 2/2001, 24-38.

Kumbruck, C. (2001a): Was ist Kooperation? Kooperation im Lichte der Tätigkeitstheorie, in: *Arbeit* 2/2001, 149-166.

Kumbruck, Christel & Derboven, Wibke (2005): *Interkulturelles Training. Trainingsmanual zur Förderung interkultureller Kompetenzen in der Arbeit*, Heidelberg (Springer).

Kumbruck, C., Dick, M. & Schulze, H. (Hrsg.) (2003): *Arbeit – Alltag – Psychologie: Über den Bootsrand geschaut*. Heidelberg (Asanger).

Prof. Dr. Eva Senghaas-Knobloch ist Sozialwissenschaftlerin, koordiniert im Forschungszentrum Nachhaltigkeit der Universität Bremen das Forschungsfeld Arbeit und ist Sprecherin der Studiengänge Arbeitswissenschaft und European Labour Studies. Sie hat zahlreiche For-

schungen zu Veränderungen im Arbeitsleben durchgeführt und dabei spezifische Forschungsmethoden im qualitativen Bereich weiterentwickelt. Sie ist u.a. Beiratsmitglied der Zeitschrift Feministische Studien. Von der Hans-Lilje-Stiftung wurde von 1994 –96 das Projekt Arbeitserfahrungen und Lebensziele gefördert, das in dem Band Zukunft industrieller Arbeitskultur sowie in einem Film „Wir sind die Firma“ publiziert wurden. Für das Projekt relevante Publikationen sind u.a.:

Betriebliche Lebenswelt (zusammen mit B. Volmerg und T. Leithäuser), Opladen 1986

Konstruktive Sozialwissenschaft (hg. Zusammen mit Hellmuth Lange), Münster 1997

Macht, Kooperation und Subjektivität in betrieblichen Veränderungsprozessen (Hg.), Münster 2001

Fürsorge - Anerkennung – Arbeit (zusammen mit Christel Eckart), Herausgabe des Sonderhefts der Zeitschrift Feministische Studien 2000

Anerkennung und Verwertung personaler Qualitäten. Auswirkungen neuer Managementkonzepte auf die betriebliche Lebenswelt, in: *Journal für Psychologie*, 1999, 3, 77-89.

Wohin driftet die postindustrielle Gesellschaft?, in: U. Menzel (Hg.): *Vom ewigen Frieden und vom Wohlstand der Nationen, Festschrift für Dieter Senghaas*, Frankfurt/Main, 2000, 543–572.

Forschung in Aktion – Betriebliche Veränderungen im Dialog (zusammen mit Guido Becke), in: artec paper 121, Universität Bremen 2004

Fürsorgliche Praxis und die Debatte um einen erweiterten Arbeitsbegriff in der Arbeitsforschung, in: Kurz-Scherf, I., L. Corell & Stefanie Janczyk (Hg.): *In Arbeit: Zukunft*, Münster, 2005, 54-68.